Grünberger Wochenblatt.



22. Jahrgang. № 34.

Redaction Dr. W. Levysohn.

Montag den 27. April 1846.

Ueber Schulgeld-Verhältnisse.*)

Aus Nr. 1 der „schlesischen Chronik," Jahrgang 1846, erfahren wir durch eine Correspondenz aus Freistadt, daß in Züllichau vom Beginne d. Jahres ab in Betreff der Schulgeldzahlung eine Reform eingetreten sei, welche in der Einführung einer Schulsteuer, nach Art der Klassensteuer, besteht. Durch mehrfache Stellen im Lehrerleben haben wir die Mangelhaftigkeit der gegenwärtigen Schulgeld-Verhältnisse hinreichend kennen gelernt. Wir fühlen uns demnach durch das Beispiel der Stadt Züllichau veranlaßt, die Verhältnisse in Betreff des Schulgeldes einer kritischen Beleuchtung zu unterwerfen; damit es nach und nach in dieser Angelegenheit überall besser werde.

Es giebt Schulgemeinden, namentlich in Städten, wo die Lehrer ein fixirtes Gehalt aus der Schulkasse erhalten; das Schulgeld, welches in die Schulkasse fließt, wird in der Schule erhoben, entweder vom Lehrer selbst oder von einem dazu beauftragten Mitgliede des Schulen-Vorstandes. Offenbar liegen darin auffallende Uebelstände. Den Kindern sollte das Schulgeld durchaus nicht in die Hände gegeben werden, weil das leicht zu Unannehmlichkeiten führt. Außerdem gehört die Einnahme des Schulgeldes nicht in die Schule, da Zeitverlust und mannigfache Störungen des Unterrichts damit verbunden sind. Noch tadelnswerther ist der Umstand, daß man an vielen Orten dem Lehrer zumuthet, das Schulgeld einzunehmen; denn ein solches Geschäft ist nur geeignet, die Stellung des Lehrers herabzuwürdigen. Es giebt ferner Schulgemeinden, namentlich auf dem Lande, wo die Lehrer keinen festen Gehalt beziehen, sondern auf's Schulgeld angewiesen sind. In manchen dieser Kommunen wird das Schulgeld bei den monatlichen Zusammenkünften der Gemeindemitglieder, den sogenannten Gemeinde-Geboten, eingezogen, was wir als einen besondern Vorzug zu rühmen haben. Jedoch tritt hier für den Lehrer ein großer Nachtheil ein, der durch die vorkommenden Schulgeldreste für ihn entsteht. Wir kennen Lehrer, die mehrere hundert Thaler an Schulgeldresten ausstehen haben. Hier sollte allerdings die Gemeindekasse den Ausfall decken. — In manchen Gemeinden besteht auch die Einrichtung, daß Krankheiten der Kinder die betreffenden Eltern von der Zahlung des Schulgeldes dispensiren. Diese Einrichtung ist gar sehr geeignet, den unregelmäßigen Schulbesuch von Seiten der ärmeren Kinder zu befördern und zu begünstigen. Es giebt Eltern, die, wenn ihre Kinder die ersten zwei oder drei Tage der Woche krank waren, dieselben die ganze Woche hindurch von der Schule zurückhalten, blos — um kein Schulgeld bezahlen zu müssen. — Ist der Lehrer auf's Schulgeld angewiesen, wovon soll nun derselbe leben, falls eine epidemische Krankheit unter den Kindern einreißt und ein großer Theil derselben Wochen oder Monate lang die Schule nicht besuchen kann? — Ebenso verwerflich ist die in manchen Schulverbänden bestehende Einrichtung, wonach unter den Ferien kein Schulgeld erhoben wird. Die Ferien sind gesetzlich, und nicht blos des Lehrers, sondern auch der

*) Aus Nr. 23 der schlesischen Chronik.

Schüler wegen da. An Gymnasien, Realschulen und dergleichen Anstalten müssen die Schüler auch für die Zeit der Ferien Schulgeld geben; warum soll es grade an Elementarschulen anders sein? Wenn man bedenkt, daß die Lehrer den Schülern sogenannte Ferien=Arbeiten aufgeben, so verdienen sie sich noch besonders das Schulgeld, welches ihnen während der Ferien entzogen wird. Am besten sind übrigens die Verhältnisse rücksichtlich des Schulgeldes in denjenigen Gemeinden geordnet, wo dasselbe nach Art der Klassensteuer repartirt ist. Hier werden die Schulabgaben, wie die andern Kommunal=Lasten, von der gesammten Gemeinde getragen. Hier besteht eigentlich kein Schulgeld, sondern eine Schulsteuer. Schulgeldreste, Defekte durch Krankheiten oder Ferien kommen nicht vor. Hier gilt die Schule nicht als eine Privatanstalt derjenigen Gemeindeglieder, die Kinder in die Schule zu schicken haben, sondern die Schule ist wirkliche Gemeinde=Anstalt. Und das ist recht! Nur Schade, daß in diesen Gemeinden die Lehrer in der Regel nur 50 Thlr. und die Hilfslehrer daselbst gar nur 25 Thlr. Gehalt jährlich beziehen. Doch auch damit wird es einmal besser werden!

Möchte bald, wie in Züllichau, so auch in andern Orten, das Schulgeld abgeschafft und an seine Stelle eine allgemeine Schulsteuer gesetzt werden. Darauf hinwirken zu helfen, ist die wohlgemeinte Absicht dieser Zeilen.

Auch ein spanischer Gesandter kann überlistet werden.

Der Marquis von St.=Giles, am Anfange des 18. Jahrhunderts spanischer Gesandter im Haag, hatte in seiner Jugend den Grafen von Moncada, einen spanischen Granden und einen der reichsten Herren dieses Landes, sehr genau gekannt. Einige Monate nach seiner Ankunft im Haag erhielt er einen Brief des Grafen, der ihn bei seiner Freundschaft beschwor, ihm den größten aller Dienste zu erweisen. „Ihr kennt, mein lieber Marquis,“ schrieb er ihm, „meinen Kummer, daß ich den Namen der Moncada nicht vererben konnte. Es hat dem Himmel indeß doch gefallen, meine Wünsche zu erhören und mir einen Sohn zu schenken. Nun wollte aber das Unglück, daß er sich zu Toledo in die berühmteste Schauspielerin jener Stadt verliebte. Ich sagte nichts über die Neigung des jungen Mannes, der bis dahin mir nur Ursache zur Zufriedenheit gegeben. Als ich jedoch erfuhr, daß seine Leidenschaft ihn so weit getrieben, dieses Mädchen heirathen zu wollen und daß er ihr ein schriftliches Eheversprechen gegeben hatte, drang ich in den König, ihn verhaften zu lassen. Mein Sohn, unterrichtet von meiner Absicht, kam der Ausführung derselben zuvor, indem er mit dem Gegenstande seiner Leidenschaft entfloh. Seit mehr als sechs Monaten lebte ich in Ungewißheit über seinen Aufenthalt, habe aber einigen Grund zu glauben, daß er sich im Haag aufhält.“ Der Graf beschwor dann den Marquis im Namen der Freundschaft, die genauesten Nachforschungen anzustellen, um denselben ausfindig zu machen und ihn zur Rückkehr zu ihm zu bewegen. „Es ist billig,“ schrieb der Graf, „das Schicksal des Mädchens zu sichern, wenn sie sich dazu versteht, das Eheversprechen zurückzugeben, und ich überlasse es Euch, ihr Interesse wahrzunehmen so wie die Summe zu bestimmen, welche nöthig ist, damit mein Sohn in einem schicklichen Aufzuge nach Madrid zurückkehre. Ich weiß nicht, ob Ihr Vater seid; wenn Ihr es seid, so könnt Ihr Euch eine Vorstellung von meiner Unruhe machen.“ Der Graf fügte diesem Briefe eine genaue Beschreibung seines Sohnes und der Geliebten desselben bei.

Der Marquis hatte nicht sobald diesen Brief erhalten, als er in allen Gasthöfen Amsterdams, Rotterdams und des Haag umherschickte; aber vergebens, er konnte nichts entdecken. Er begann schon an dem günstigen Erfolge seiner Nachforschungen zu verzweifeln, als er plötzlich auf den Gedanken kam, einen jungen französischen, sehr aufgeweckten Pagen dabei anzuwenden. Der Marquis versprach ihm eine Belohnung, wenn es ihm glücken würde, die ihn so sehr interessirenden Personen zu entdecken, und gab ihm eine Beschreibung derselben. Der Page durchsuchte mehrere Tage hindurch alle öffentlichen Oerter ohne Erfolg; endlich eines Abends, im Theater, bemerkte er in einer Loge einen jungen Mann und eine junge Dame, die er mit Aufmerksamkeit betrachtete; als er bemerkte, daß dieselben, betroffen von seiner Aufmerksamkeit, sich in den Hintergrund der Loge zurückzogen, zweifelte der Page nicht länger an dem Erfolge seiner Nachforschungen. Er ließ die Loge nicht aus den Augen und beobachtete alle Bewegungen in derselben. Kaum war das Stück geendigt, als er nach dem Durchgange eilte, welcher von den Logen zur Thür führt, und bemerkte, daß der junge Mann, indem er vor ihm vorbeiging, sich das Taschentuch vor den Mund hielt,

ohne Zweifel, um sich so zu verbergen. Er folgte ihm ohne Aufsehen bis zum Gasthofe, genannt Turenne, in welchen er ihn mit der Dame eintreten sah. Sicher, gefunden zu haben, was er suchte, eilte er, den Gesandten davon in Kenntniß zu setzen.

Der Marquis begab sich sogleich, in einen Mantel gehüllt und gefolgt von seinem Pagen und zwei Dienern, nach dem Gasthause. Anfänglich machte der Wirth einige Schwierigkeiten und wollte ihn nur dann davon unterrichten, wenn er Jene mit ihrem Namen nenne, worauf ihn der Page bedeutete, daß er mit dem spanischen Gesandten spreche, der Ursache hätte, mit diesen Personen zu reden. Der Gastwirth sagte nun, daß Jene unerkannt zu bleiben wünschten und daß sie ihm verboten hätten, Diejenigen bei ihnen einzulassen, die, ohne ihren Namen zu nennen, nach ihnen fragen würden; aber aus Achtung vor dem Gesandten zeigte er ihnen das Zimmer und führte sie ganz oben unter das Dach in eins der armseligsten Gemächer. Er klopft an die Thür und man zögert ihm zu öffnen; endlich, nachdem man von neuem stärker geklopft hatte, öffnet sich die Thür zur Hälfte; doch beim Anblick des Gesandten und seines Gefolges wollte sie Derjenige, der sie halb geöffnet, wieder schließen, mit den Worten: man gehe falsch. Der Gesandte riß aber die Thür auf, trat ein und befahl seinen Leuten, draußen zu warten; allein im Zimmer sah er einen jungen Mann von sehr gefälligem Aeußern, dessen Züge und Gestalt völlig denen glichen, die in dem Schreiben angegeben waren. Bei ihm befand sich eine junge, schöne, sehr schlank gewachsene Dame, ebenfalls an Farbe der Haare, Wuchs und Profil des Gesichts derjenigen ähnlich, welche ihm sein Freund, der Graf v. Moncada, beschrieben. Der junge Mann nahm zuerst das Wort und beklagte sich über die Gewalt, welche man angewendet, um bei einem Fremden einzudringen, der in einem freien Lande und unter dem Schutze der Gesetze lebe.

Der Gesandte erwiderte, indem er sich ihm näherte, um ihn zu umarmen: Es ist nicht mehr Zeit, mein theurer Graf, sich zu verstellen; ich kenne Sie und komme nicht hierher, um Sie oder jene junge Dame, die mir sehr anziehend scheint, zu belästigen.

Der junge Mann erwiderte, daß man sich täusche, daß er nicht Graf, sondern der Sohn eines Kaufmanns aus Cadix, daß diese junge Dame seine Gemahlin wäre und daß sie zu ihrem Vergnügen reisten.

Der Gesandte erblickt die schlecht meublirte Stube, in welcher sich nur wenig armseliges Gepäck befand, und sagte: Hier also, mein lieber Sohn — erlauben Sie mir diese Benennung, zu welcher mich die zärtliche Freundschaft zu Ihrem Vater berechtigt — hier also soll der Sohn des Grafen von Moncada wohnen?

Der junge Mann stellte sich noch immer, als ob er diese Sprache nicht verstehe. Endlich durch die dringenden Bitten des Marquis besiegt, gestand er zögernd, daß er der Sohn des Grafen von Moncada sei, daß er aber nie zu seinem Vater zurückkehren würde, wenn er seine junge Frau, die er anbete, verlassen müsse. Die Dame in Thränen zerfließend, warf sich vor dem Grafen nieder, indem sie betheuerte, daß sie nicht die Ursache des Unglücks ihres Geliebten sein wolle, und da ihre Großmuth oder vielmehr ihre Liebe den Sieg über ihr eigenes Interesse davontrug, willigte sie darein, sich von ihm zu trennen. Der Gesandte bewundert eine so edle Uneigennützigkeit, aber der junge Mann ist darüber in Verzweiflung, er macht seiner Geliebten Vorwürfe, er will sie nicht verlassen und die erhabene Großmuth ihres Herzens gegen sie selbst, gegen eine so theure Person, wenden. Der Gesandte aber versichert ihm, es sei durchaus nicht die Absicht des Grafen v. Moncada, sie hilflos zu lassen, er sei vielmehr beauftragt, ihr eine angemessene Summe zu geben, um nach Spanien zurückzukehren oder zu leben, wo es ihr gefalle.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein komisches Intermezzo bildet der Seifenkrieg in der englischen Revolution. In seiner Geldnoth hatte der König Karl I. unter anderm sich das Monopol der Seifenfabrikation vorbehalten, unter dem Vorwand, die Seifensieder lieferten zu schlechte Waare. Die alte Cityseife erklärte der Hofseife den Krieg auf Leben und Tod. Die Fabrikation der Hofseife war einigen begünstigten Edelleuten zuertheilt worden, die „Gentlemen soaphoilers“ genannt wurden. Das alte Fabrikat legte der neuen Erfindung zur Last, sie nutzte die Wäsche ab und zerfresse den Waschweibern die Finger; die adligen Seifensieder entgegneten, die alten Fabrikanten hätten der neuen Seife betrügerischer Weise fremde gefährliche Substanzen beigemischt. Der Lärm war groß, der Skandal noch größer; die beiden Seifen verwandelten sich in Prinzipienfragen. Jetzt sollte die Wäscherin

der Königin den Richterspruch thun und sie entschied sich natürlich für die Abgabenseife; aber ach! als die Sache zur strengen Untersuchung kam, ergab es sich, daß die kluge Frau selber keine andere Seife, als die alte gebrauche, so daß der Hof mit seinen Auflagen in die verzweifeltste Lage kam und dem allgemeinen Gespötte verfiel. Kein Mensch würde sich um die beiden feindlichen Seifen bekümmert haben, wenn nicht jeder hinter der sonderbaren Monopolschöpfung sofort königl. Geldnoth und Auflagengelüst gewittert hätte. Die Waschweiberemeute, in der natürlich sämmtliche Hausfrauen lebhaft Partei ergriffen, dauerte vier Wochen. Jetzt mischte sich der Lord Mayor hinein. Der Hof der Aldermen nebst dem Lieutenant des Towers und mehreren Kavalieren beschlossen, im Stadthause zwei große Waschtage anzuordnen, wo die beiderseitigen Seifen sich nach Kräften geltend machen und ihre resp. Vorzüge an's Licht stellen sollten. Die Weiber zogen in Schaaren aus allen Stadttheilen herbei. „Da, versichert ein Korrespondent, dessen Brief uns über diesen tragikomischen Krieg ein getreues Bild liefert, erhob sich ein solcher Lärm, daß sich der Hof der Aldermen und die biederen Ritter, die sich zu Schiedsrichtern zwischen beiden Feldlagern erhoben hatten, gezwungen sahen, das Hasenpanier zu ergreifen"

*Eigenthümliches Mittel gegen den Kopfschmerz. Ich hatte einst, erzählte Oberst Maxwell in seinen „Abentheuern", heftigen Kopfschmerz, dessen Heilung ein Kapitän übernahm, und auch glücklich vollbrachte. Er hieß mich niedersetzen, packte mich beim Kopfe, setzte auf jede der Schläfenarterien einen Daumen und drückte sie auf eine solche Weise, daß beinahe der ganze Blutumlauf gehemmt war. Dann mußte ich einen so tiefen Seufzer holen, als nur möglich, und stand hierauf vollkommen geheilt auf. Ich sah auch oft, wie Frauen, die an diesem Uebel litten, eine Oblate an jede Schläfe geheftet trugen, was, wie mir scheint, nur eine gelindere Vertreibungsweise dieser Pein war, als welche der Kapitän anwandte.

*Rothschild soll damit umgehen, sich ein Tabaksmonopol für Europa zu verschaffen. Er hat eine Anzahl Agenten nach Amerika gesandt, welche dort die Tabaksernten aufzukaufen haben. Die enorme Summe von dreißig Millionen Gulden ist für dieses Geschäft bestimmt. Das ist eine hübsche Aussicht für Tabaksfreunde! (??)

*Die sprichwörtliche Redensart „in Rauch aufgehen" für „gänzlich zerstört werden und zu Grunde gehen" ist zu streichen, denn sie gilt nicht mehr. In England fängt man nämlich an, den Rauch aus den großen Fabriken ꝛc. durch zwei bis drei englische Meilen lange Tunnel zu leiten. Auf diesem weiten Wege legt er sich an den Seiten des Tunnels an; die Masse wird von Zeit zu Zeit gesammelt und verkauft, und man erfährt, daß ein Fabrikant bereits mehrere Tausend Pfund Sterling durch seinen Rauch gewonnen habe.

*Die neunzehnjährige Tochter eines Gastwirths in Berlin ging vor Kurzem des Abends aus, und wurde unter den Linden plötzlich von zwei jungen Männern ergriffen, und ohne daß sie vor Schrekken einen Laut hervorzubringen im Stande war, in einen verschlossenen Wagen gehoben, der rasch mit ihr und ihren beiden Begleitern davon fuhr. Nach einer langen Fahrt, wie es ihr geschienen, außerhalb der Stadt, hielt der Wagen still, alle drei stiegen aus, und traten in ein Zimmer, wo das Mädchen, übrigens unter der anständigsten Behandlung, genöthigt wurde, ein Gewand umzuhängen, und sich zwei Stunden lang von einem der jungen Männer malen zu lassen. Dann wurden ihr Erfrischungen angeboten, und vor Anbruch des Tages mußte sie sich mit den beiden Männern wieder in einen verschlossenen Wagen setzen, der in die Kreuz und Quer fuhr, aber endlich still hielt, und zwar in der Nähe des Brandenburger Thores, wie das junge Mädchen, das man hier aussteigen hieß, bemerkte; aber im nächsten Augenblicke war auch schon der Wagen mit den beiden Herren wieder verschwunden. Im Laufe des Tages erhielten die Eltern des Mädchens einen Brief, in welchem wegen der Entführung um Verzeihung gebeten wird, da die Sache nur eine Wette gegolten habe. Die Polizei hat die Räuber noch nicht ermitteln können, daß der Vorfall aber auf mancherlei Art gedeutet wird, kann man sich denken.

Die Bärte.

Der Grund, warum ein Theil der heut'gen Männerwelt
Vom Bartabnehmen nichts mehr hält,
Liegt darin wohl, — daß er dadurch wird frei
Doch wenigstens von einer Schererei.

Druck und Verlag von W. Levysohn.